



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur.

Das Germanentum und seine Erben. Von Dr. J. G. Weiß. Heidelberg, C. Winter, 1882.

Diese kleine, anregende Schrift geht von dem Gedanken aus, daß die Romanen im Verfall begriffen seien und das Germanentum schon dem Kulminationspunkte nahe sei, nach dessen Erreichung der Niedergang notwendigerweise eintreten müsse. Der Beweis für den drohenden Niedergang des Germanentums wird auf dem Gebiete des Kulturlebens in der übertriebenen Humanität, auf politischem Gebiete in dem stetig wachsenden Einflusse der Massen gesucht. Die Erben des Germanentums sind nach des Verfassers Ansicht einerseits die slavischen Völker, von denen uns, mögen sie auch derzeit noch „zukunftsicher ihren Brantwein trinken,“ Gefahr drohen soll, andererseits die Yankee's, von denen zuerst auf wirtschaftlichem Gebiete, später aber auch in politischer Beziehung ein Angriff zu erwarten sein soll. Als unser einziges Rettungsmittel bezeichnet Weiß ein dauerhaftes Schutz- und Trugbündnis der Hauptträger des Germanentums, Deutschlands, Oesterreichs und Englands, dessen Möglichkeit von ihm zum Schluß noch erörtert wird.

Das Schriftchen enthält eine ganze Reihe ansprechender Gedanken. Nur ist zu bedauern, daß der Verfasser vieles nur andeutet, was weiterer Ausführung bedürfte, andres als feststehend hinstellt, was einen Beweis erforderte. Auf einiges wenige wollen wir hinweisen.

Es ist nicht geraten, ohne weiteres von dem Verfall der romanischen Rassen zu sprechen. Ein Vergleich des jetzigen Frankreichs und Italiens mit dem von 1750 läßt uns eher ein Vorwärtsgen als einen Niedergang erkennen. Sicherlich aber ist von einem „Dahinstehen“ nicht die Rede. Überhaupt zeigt die Geschichte durchaus nicht im Völkerleben Wachstum, Blüte und Verfall in regelmäßiger Reihenfolge. Es liegen Beispiele vor, daß Völker nie zu rechter Entwicklung kamen, andre dagegen aus tiefster Auflösung sich nochmals zu nie geahnter Stärke erhoben. Darum erscheint es immerhin noch möglich, daß sich Frankreich und Italien wieder erheben, wie auch daß Rußland mit seiner von „abendländischer Überkultur“ durchsetzten Aristokratie und seinen revolutionären Tendenzen in einen Zustand versetzt werde, der es für immer ungefährlich macht.

Sodann aber müssen wir auch mit Weiß über die Symptome rechten, welche beweisen sollen, daß der Kulminationspunkt des Germanentums nahe sei. Eine solche Auffassung widerspricht aller Erfahrung. Wir brauchen bloß der Geschichte der thatsächlich vernichteten Völker zu gedenken, der altorientalischen Staaten, des griechischen, des römischen und etwa noch des polnischen Volkes, wo kann man da von übertriebener Humanität oder von dem Einflusse der Massen sprechen? Wollten wir wirklich diesen Symptomen in der neueren Geschichte nachgehen, so würden wir die merkwürdige Erfahrung machen, daß unter den europäischen Staaten die Türkei noch am weitesten von dem Höhepunkte der Entwicklung, mithin von dem Verfall entfernt sei, da hier jene gefährlichen Symptome gewiß am wenigsten entwickelt sind, und doch ist hier der Verfall wohl unbestreitbar.

Endlich bleibt es doch noch fraglich, ob die Weltgeschichte nur mit einem andauernden Kampfe um die Hegemonie erfüllt sein soll. Sollte es nicht im Bereiche

der Möglichkeit liegen, daß bei den unaufhörlich wachsenden internationalen Beziehungen die Völker einander allmählich so nahe treten, daß ein förmlicher Kampf um die Hegemonie ein Urding wird?

Wie Anne Babi Fowäger haushaltet und wie es ihr mit dem Doktern geht. Von Jeremias Gotthelf. Neue, wohlfeile Ausgabe. 2 Bände. Berlin, Julius Springer, 1882.

Unter den Schriften von Jeremias Gotthelf nimmt dieses Buch insofern eine eigenartige Stellung ein, als der Verfasser in demselben nicht nur die allgemeine Tendenz einer moralischen Einwirkung zunächst auf seine Pfarrkinder verfolgte, sondern ein besondres Übel zu bekämpfen bestrebt war: die körperliche und geistliche Quacksalberei. Die Titelheldin bedroht durch ihre unbezwingliche Neigung dazu fortwährend die Gesundheit und das Wohlbefinden der Ihrigen, ja sie fügt ihnen unheilbares Weh zu, ohne zu merken, daß sie dies thut. Da die Erzählung einen zeitlich und örtlich durchaus entlegenen Hintergrund hat, so könnte man bezweifeln, ob sie in einem gebildeten Leserkreise der Gegenwart Teilnahme zu erregen vermöge. Indessen tritt doch die Tendenz des Buches zurück gegenüber den allgemeinen Vorzügen der Gotthelfschen Darstellungsweise. Die Frische und Anschaulichkeit der Schilderung der Personen sowohl als der Zustände wirkt so überzeugend, daß man auch für die in ihrem innersten Kern wenig anmutenden Gestalten und für die des poetischen Duftes gar sehr entbehrenden Dinge eine entschiedene Teilnahme gewinnt; die feine Beobachtungsgabe des Dichters, der den seelischen Regungen des Berner Bauern bis in die seltsamsten Wendungen nachspürt, erregt unsre volle Bewunderung; und in der Familie des Landpfarrers und in der Person des jungen Arztes, der den schweren Kampf gegen die Vorurteile des Bauernstandes aufnimmt, erhalten wir exquivalente Gegenbilder zu dem hartköpfigen Bauernvolke. Sodann aber ist die Tendenz des Buches in dem Umfange, wie Jeremias Gotthelf sie gefaßt hat, auch heute und unter uns nicht gegenstandslos. Der Kampf gegen die Thorheit jener Menschen, die noch immer dem Geheimmittelschwindel oder den Kurpfuschereien alter Weiber zum Opfer fallen, wird ja heute auf einem andern Felde als dem der belehrenden Erzählung geführt (wenngleich wahrscheinlich mit demselben geringen Erfolge); es handelt sich aber bei Gotthelf auch um die moralische Quacksalberei, um die unberufene Fürsorge für das Wohl anderer, um die angeblich gutgemeinte Bevormundung anderer, die, indem sie ausschließlich das Beste des Nächsten im Auge zu haben scheint und meint, nur darauf ausgeht, die eignen Wünsche, die eignen Lieblingsideen auszuführen. So gewinnt die Gestalt der alten Bäuerin ebenso wie die des seelsorgenden Pfarrvikars eine weitergehende Bedeutung, und das Ganze rückt unserm Interesse näher. Endlich ist gerade diese Erzählung unter den größern Werken Jeremias Gotthelfs dasjenige, das am wenigsten in der Schilderung der Wirklichkeit die Grenze des Häßlichen streift oder gar überschreitet; die Derbheit und ungeschminkte Natürlichkeit artet nirgends in Roheit aus. Die moralisirenden Ergüsse sind in der vorliegenden Ausgabe etwas beschnitten; für unsern Geschmack ist immerhin noch viel Salbung und an manchen Stellen Rührseligkeit darin (in dieser Beziehung hat Gotthelf große Verwandtschaft mit Neuter); aber andererseits doch auch soviel Naturwahrheit und dichterische Zartheit, daß jedem zu raten ist, sich durch die mancherlei Auswüchse des Buches nicht abschrecken zu lassen. Den Schwierigkeiten des Dialektes hat der Herausgeber durch passende Schreibweise und durch eingeklammerte Erläuterungen abzuhelpen gesucht.

Schelmenlieder von Edwin Bormann. Leipzig, N. G. Liebeskind, 1883.

Als Bormann seine lustigen Leipziger Lokalspässe: „Mei Leipzig low' ich mir“ herausgab — Bormann schreibt Leipzig, mit h, aber kein Leipziger spricht so, kann so sprechen, wie denn überhaupt die graphische Darstellung seiner dialektischen Scherze nicht sowohl auf seine Ohren, als vielmehr auf lachbegierige Augen gemünzt ist und von Germanisten schwerlich gebilligt werden wird —, da waren wir uns bald darüber klar, daß der Dialekt bei jenen „Boesien“ eine unnötige Zugabe sei und daß alles, was sie von Witz haben, auch im Hochdeutschen recht gut zur Geltung komme. Die vorliegende Sammlung von „Schelmenliedern“ giebt uns recht; eine dialektische Enveloppe könnte bei ihnen nur den Zweck haben, einer Waare, die nach den verschiedensten Mustern imitirt worden ist, den Schein der Gleichheit und der Originalität zu geben. Das Büchlein beherbergt eine sehr gemischte Gesellschaft: philologische, medizinische und naturwissenschaftliche Bierzeitungsscherze à la Viktor Schefel, Bilderbogenreime in Wilhelm Buschs Manier, Leichencarmina im Geschmack des Kladderadatsch, Tafellieder, die bei verschiedenen Zweckessen gelehrter und ungelehrter Herren gesungen worden sind, Balladenspässe im Ton der Fliegenden Blätter, nur daß die Bilder fehlen, Oden, wie sie zur Lyra Biedermeiers erklingen, Sinnsprüche und Epigramme, endlich Liebes-, Trink- und Frühlinglieder in der üblichen Goldschnitt- und Kalikomanier. Der Verfasser scheint absichtlich diese Sächelchen in eine möglichst bunte Reihe gebracht zu haben, wie Kinder, wenn sie Glasperlen auffädeln; es wäre aber für alle besser gewesen, er hätte sie etwas sortirt. Man versenkt sich doch nicht gerade in ein solches Buch, sondern blättert es flüchtig durch, und da beeinträchtigen die hintereinander stehenden Nummern oft ihre Wirkung gegenseitig. An gutem Witz fehlt es auch dieser neuen Sammlung von Bormanns Musenklängen nicht; groß ist er in Gefängen, wie „Des Obersekundaners Augustus Nemilius Pfannenschmiedts Huldigungsode an das Römertum,“ dergleichen macht ihm wohl so leicht niemand nach; aber vorgemacht hat's ihm auch schon einer: ganz ähnliches erinnern wir uns in Eichrodt's Hortus deliciarum gelesen zu haben.

Dem Verleger dieser Blätter gereicht es zur besondern Freude, den Lesern mittheilen zu können, daß mit dem Beginn des nächsten Quartals ein neuer Roman von August Niemann, dem Verfasser der „Bakchen und Thyrsoträger,“ in den Grenzboten zum Abdruck gelangen wird:

Die Grafen von Altenschwerdt.

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Quartal ihres 42. Jahrgangs, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schnelle Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im Dezember 1882.

Die Verlagsbandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Neuditz-Leipzig.

